

27]

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Die Welt, in der ich es probierte, reichte zwei Tagereisen weit: von Zimmerwald bis nach Schienen und Wermatzhofen und von da wieder zurück auf die Steig. Am ersten Tage sprach ich da und dort auf den Bauernhöfen um Arbeit vor. Aber sei es, daß die Schramme im Gesicht mich nicht besonders empfahl oder daß ich meine Fertigkeiten zu wenig ins Licht zu setzen verstand, überall, wo ich anklopfte, schien man auf acht bis zehn Jahre hinaus mit Leuten versehen zu sein. In dem einen Orte hieß es, ich sei im Genet auch nicht dagewesen, ob ich vielleicht damals noch nicht gelebt habe? Am anderen streckte man mir ohne weiteres ein Kupferstück durch die Türspalte, etwa mit der liebenswürdigen Bemerkung, so einem jungen Tagdieb sollte man eigentlich mit einem buchenen Bengel zur Arbeit zünden.

Während ich in Wermatzhofen bei einem Glase dünnen Mostes saß, kam unversehens ein kleines Heimweh über mich. Ich kam mir so recht wie der verlorene Sohn vor, dachte aber im Gegensatz zu diesem nicht daran, hier zu warten, bis ich das Futter mit den Schweinen würde teilen müssen, sondern wandte mich auf der geradesten Straße heimzu. Der beruhigende Voratz, in meinem ganzen Leben keine Dummheit mehr zu begehen, machte mein Herz froh und meine Schritte leicht.

Der Empfang auf der Steig war zwar nicht gerade ein erquicklicher, doch gab er mir dafür Gelegenheit, unter Hintanhaltung der eben gefaßten Vorätze einen alten Widersacher herrlich zu ärgern und mein Selbstgefühl wieder etwas in die Höhe zu bringen. Wie ich nämlich vom Bürgerwalde herabkommend in die Gehrener Straße einbog, kam der Armenpfleger Stoder mit einer Fuhrre Saglöbe des Weges. Ich wußte genau, daß er das Holz im Mesmerbölzchen geschlagen, das vordem zum Stelzenhof gehört hatte. Ich blieb stehen und sah mir die Ladung an. Es klebten noch zerschundene Fehranken an den Stämmen.

Nachdem er bereits an mir vorbeigefahren war, hielt der Stoder still und tat, wie wenn er sich nach mir umsehen wollte, brachte seine Augen aber nur auf den halben Weg. Ob ich eigentlich vakant sei, fragte er mit besonderer Freundlichkeit. Als ich dies bejahte, gab er mir zu verstehen, daß bei ihm eben zufällig ein Platz frei wäre.

„Wieviel Lohn?“ fragte ich, scheinbar auf seine Zustimmung eingehend.

Er befaß sich ein wenig. „Om — das käme halt auf die Abrede an. Wie wäre es, wenn man sagen würde, sechs Franken für den Winter und für den Sommer acht?“

„Kommt darauf an, wie lang dann der Winter dauert.“

„Hä, so bis zum Brachmonat halt; bis die letzten Spätreife vorbei sind.“

„Ist mir zu lang.“

„Dann kann man ja sagen, bis Maitag.“

„Ist mir immer noch zu lang. Die rechte Arbeit geht doch manchmal schon im März an.“

„Meinetwegen. Könnten wir also den Sommer zu Ostern anfangen.“

„Ich bin für den ersten April.“

Er hob die Achseln ein wenig in die Höhe. „Ist allerdings ein wenig früh. Nun, ich will also tun, was Dir paßt, diesmal. Aber wie lang soll denn die Sommerrechnung gelten? So ungefähr bis zum ersten Herbstmonat, würd' ich halt meinen.“

Ich schüttelte bestimmt den Kopf. „Da sind doch die Kartoffeln noch nicht heraus. Nicht einmal der Roggen ist gesät.“

„Dann würden wir also Mitte September nehmen?“ Seine Augen trafen mich mit einem stechenden Blick, als wollte er sich von der Ernsthaftigkeit meiner Unterhandlungen überzeugen. Denn ich mußte oft nebenaussehen, um mein Gesicht vor ihm zu verbergen.

Ich biß auf die Zähne und tat wie wenn ich mich besinnen müßte.

„Winter ist es halt bei mir erst dann, wenn ich Samen sehe.“

Er stoßerte mit dem Peitschenstock auf dem leicht gestorenen Boden.

„Du hast goppel viel gelernt in der Einöde oben,“ sagte er. „Du dürftest mir, mein ich, schon etwas mehr Rechnung tragen, ich hab doch von Rindsbeinen an für Dich sorgen müssen.“

Ich blieb hartnäckig bei meiner Auffassung betreffend den Winteranfang, und er lenkte nach kurzem Zögern ein. „Wenn wir aber nach Deinem Kalender gehen und auf den ersten Schnee abstellen, mußt Du es mit der Kost etwas gnädig machen. Dreimal Fleisch in der Woche, das langt doch?“

Auch damit war ich nicht einverstanden. „Unter vier malen tu ich's bestimmt nicht. Ihr könnt machen, wie Ihr wollt. An Bläßen ist kein Mangel für einen der schaffen kann.“

Die beiden Ochsen am Wagen waren ungeduldig geworden und wollten anziehen. „Wir wollen das wegen dem Kochen dem Weibervolk überlassen, nur damit wir einmal fertig werden,“ meinte er, indem er die Tiere zurückhielt. „Wie wär's denn also mit dem Eintreten? Den alten Schnapsler, den ich jetzt habe, würde ich lieber heute als erst morgen zum Teufel jagen.“

Nun konnte ich das Lachen nicht mehr verbeizern, ich gab mir auch gar keine Mühe, dies zu tun. „Eintreten tu ich bei Euch, wenn ich das zweite Mal auf die Welt komme,“ sagte ich ihm unversehens ins Gesicht. „Und wenn Ihr mir zwanzig Franken gäbet in der Woche und den Sommer bis Lichtmess dauern liebet — bei so einem schaff ich nicht.“

Er traute den Ohren kaum. „Was sagst Du da?“

„Ich sag, daß ich bei so einem nicht schaffe.“

Er wußte vor Zorn nicht, wo er die Augen hinwerfen sollte.

„Was stehst Du denn still, Du Lotter? Lauf Du ein andermal zu. Was brauchst Du überhaupt mein Holz anzufassen?“

Ich regte mich nicht von der Stelle. „Mir hat niemand etwas zu befehlen da auf der Straße. Wenn ich gern still stehe, steh ich still.“

Da suchte er mit dem Peitschenstock nach mir zu schlagen. „Wart, ich hau Dir eins über die verschundene Fresse, Du!“

„Was so einer haut, kann ich schon aushalten,“ spöttelte ich. Ich hatte ihm die Peitsche bereits entrissen und hielt sie nun hinter meinem Rücken.

„Gib mir die Geißel her!“ krächzte er.

„Wenn ich will.“

Nun trat er dicht vor mich hin. „Die Geißel will ich haben, rausub.“

„So einer seid Ihr vor mir gewesen.“

Ich trat einen Schritt zurück und warf die Peitsche weit in die Wiesen hinein.

Vor Wut konnte er kein Wort herausbringen. Während er die Peitsche holen ging, zogen die zwei Stiere an, und da die schmale Straße dort eine Biegung macht, konnte es nicht anders gehen, als daß das eine Hinterrad von der Last des Holzes in den tiefen Seitengraben gedrückt wurde. An ein Weiterkommen war nicht mehr zu denken. Der Stoder stand neben dem Wagen und fluchte wie ein Heide. „Wart, rausub, Dich nehm' ich vor den Friedensrichter!“

„Der Friedensrichter weiß auch, wie Ihr zu diesem Holz gekommen seid.“

Damit ging ich meiner Wege, während Stoders Knecht nachkam und die beiden schimpfend und lästernd die Bindeketten lösten.

In der Nige in Steig ließ ich mich vom Kofhospächter Jakob Mathis in Gehren vorläufig für ein Jahr als Güterknecht einstellen, allerdings um etwas geringeren Lohn, als ihn mir der Stoder in Aussicht gestellt. Während ich mit meinem neuen Meister Gesundheit trank, kam der Garbenbauer von Stillengrüt herein. Er bestellte sich einen Dreier und sagte nach einer Weile so nebenbei, ich hätte das mit der Riste nicht so auf die hohe Achsel nehmen sollen, es habe sich dabei nur um einen Wink gehandelt. Er habe es nämlich nicht gerne, wenn einer in seinem Dienst ein Lotter werde. Ich bedauerte aufrichtig, diesen Wink falsch ausgelegt zu haben. Der Steiner vom Scherbenhof, der am anderen Tische

Ja, meinte, nachdem der Pächter Mathis fort war, ich wäre auch bei ihm auf Lichtmeß gegen bessere Abrede untergekommen.

Ja, auf die Steig konnte man sich halt doch verlassen. Was war die Fremde dagegen, wo man einem die Zweirappenstücke durch die Türspalten schob? Ich nahm mir vor, dies für alle Zukunft im Gedächtnis zu behalten.

Sonnen- und Werkeltage. Der Stelzenhof.

Wenn ich heute mit gemächlicher Neugier und mit wehmütigem Mißvertrauen im Gärtlein der Erinnerungen spazieren gehe, so muß ich manchmal darüber staunen, wie die flüchtigen Eindrücke eines Augenblickes, einer Stunde unauslöschlich in mein Lebensbuch eingeschrieben sind, während gleich daneben Dinge und Menschen einherwandeln, die ich zwar wohl erkenne, die mich aber mit fremden Augen anblicken, fast als ob ich nur von ihnen geträumt hätte. So will es mir oft scheinen, als hätte ich von den Jahren, die ich auf den stillen Höfen, in Gehren und Untersteig als Koh- und Ackerknecht zugebracht, gar nicht alle selber gelebt. Es könnte ganz gut ein anderer gewesen sein, der hinter dem weltvergesenen Scherbenhose Kartoffeln ausgeadert, Alee gemäht und der sich als angehender Soldat mit lieben und weniger lieben Kameraden in der Rekrutenchule vergnügt und gelangweilt hat. Es hätte ein anderer sein können, der oft wochen- und monatelang jeden lieben Tag mit dem knarrenden Sandwagen von Dreihäusern nach Trüb hinab auf den Fabrikbauplatz fuhr.

Gewiß, sie waren doch einmal fast mein einziges Gut und Teil, jene fargen, einformigen Werkeltage. Und wenn sie mich nicht stumpf und tot gemacht, wenn ich mir über sie hinaus meine Träume und Festzeiten habe retten können, so darf ich dafür dem Zeigerhanik danken, der mir in Kinderzeiten für alle die lieben Heimlichkeiten von Acker, Wieße und Wald die Augen geöffnet hat; ich danke es seinem Bruder, dem altmodigen Schullehrer Kaplar Inzuben, von dem die Bauern von Hohenegg behaupten, er sei ein so vortrefflicher Schulmeister, daß man ihm die schlechtbezahlteste Stelle im Kanton zugeteilt habe; denn da er auch ohne Lohn Schule halten würde, brauche man nicht viel Rücksicht auf ihn zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

München—Berlin.

Eine Vision von Erik Müller.

Ich sah auf die Münchener Rathausuhr. Donnerwetter, schon fast zwölf. Und um zwölf Uhr fünfzehn ging mein Schnellzug nach Berlin.

Rasch ein Auto. Wie ein Pfeil schoß das Auto über den Marienplatz, die Kaufingerstraße, die Neubauerstraße entlang, durchs Karlstor . . . da war der Bahnhof schon.

Wieder sah ich nach der Uhr: Zwölf Uhr drei Minuten? Teufel, war das eine schnelle Fahrt. Hier, Chauffeur, meine Schuldigkeit. Der eingemummelte Chauffeur streckte mechanisch seine Hand aus, griff zu, zog sie wie im Takte wieder ein, verneigte sich wie eine Puppe mit einem Uhrwerk.

„Mann,“ sagte ich, „sind Sie ein Mensch oder eine Maschine?“ und wollte ihm ins Gesicht sehen. Aber das war nicht sichtbar. Das gab auch keine Antwort. Und schon hatten die Gelenke seiner Arme das Rad gedreht . . .

Frrr . . . da fuhr das Auto schon lautlos davon. Rasch sprang ich über die Stufen in die Halle. Ein Automat stand da:

Direkt Berlin
20 Mark

Schon wieder eine Neuerung; nun sparen sie wieder einen Schalter und einen Menschen. Ich warf mein Goldstück ein. Eine Feder schnurrte: da lag mein Billett.

Es war ein sonderbares Billett. Eins aus Messing mit einem ausgezackten Rande.

Ich schüttelte den Kopf: Auf was diese Betriebstechniker alles kamen. Da hörte ich einen anderen Automaten neben mir schnurren.

Direkt Köln
20 Mark

stand darauf. Und ich sah ganz deutlich: das Messingbillett, das er herauswarf, war ganz anders ausgezackelt als meines. Und der Herr, der es in Empfang nahm, hielt's für selbstverständlich und ging schweigend weiter.

Aber da drüben mußte ja der alte Portier stehen, der freundschaftlich, den wollte ich mal fragen. Aber da drüben stand kein Portier.

Nun, dann einen anderen Beamten. Wohin ich aber blickte, nirgends eine Uniform.

Jetzt erst fiel mir eine ungeheure Stille auf in dieser Halle. Was war das früher für ein Stimmenburcheinander, für ein Räderrollen, für ein Kirren, Pfeifen . . . Und jetzt? Lautlos, fast gespensterisch, eilten Reisende zielbewußte Wege, hierhin, dorthin, kamen und verschwanden. Die Halle war wie eine stumme Bühne. Stillter wölbte sich kein Kirchendach als diese Bahnhofs-halle.

Stumm sah ich stumme Zeiger rücken. Ein Stück des Bodens, auf dem ich stand, war aus Glas. Ich sah hinab.

Kleine Wagen, mit Gepäc beladen, sah ich drunten auf Gleisen ziehen. Keinen Menschen sah ich bei den Wagen. Keine Laute drangen aufwärts.

Ich war betroffen. Hatte sich die Welt um mich verändert? War ich denn am rechten Orte?

Ein Reisender hastete an mir vorbei: „Geda!“ rief ich, „können Sie mir nicht sagen . . .?“

Er sah mich erstaunt an. Mir selber kamen meine lauten Worte in dieser Kirchenstille jetzt fast peinlich vor. Dann wies er bedauernd auf die große Uhr.

„Höchste Zeit für mich“, sagte die Bewegung — zuckte mit den Schultern und verschwand in einem engen Gange.

Ich sah selber auf die Uhr: noch acht Minuten, bis mein Zug abfuhr. Da beschloß ich, auf das Fragen zu verzichten, mich zu fügen.

In einer Reihe Bücherautomaten ging ich vorbei. Jedes Buch: eine Mark. Jede Zeitschrift: fünfzig Pfennig. Jede Zeitung: einen Nickel.

Die Menschen warfen einen flüchtigen Blick darauf, steckten die Münzen ein, zogen Griffe, senkten fast zerstreut die Bücher und die Zeitung in die Tasche und hasteten weiter . . . lautlos, o, wie lautlos.

Weiter ging ich, wohin die stummen Pfeiler wiesen: Direkt Berlin.

Durch ein automatisches Restaurant ging ich; blißblank funkelten die Scheiben und die Griffe, lagen die Speisen hinter Glas auf Tellern. Da und dort ein Mann und eine Frau, die sich in der Eile selbst bedienten. Keine Spur von einem Kellner.

Ah, dort war die Einreißhalle, die vertraute. Dort mußte noch das alte Leben sein. Dort mußten auch die angeheizten Lokomotiven fauchen, Züge donnernd in die Halle fahren, sich die Leute fragend um Beamte drängen. . . .

Da stand ich in der Einfahrtshalle: Nichts von dem. Still lagen diese Züge. Geräuschlos glitten diese Wagen aus und ein. Unsichtbar floß die Kraft vom Kupferdraht herab durch Bügel. Nur ein leises Schwirren drang aus den Wagen unten vor. Da unten liefen große Kreisel. Sie hielten diese Wagen auf der einen Schiene wie schwebend im Gleichgewicht.

Und so weit ich in der weiten Halle blickte, nur die stummen Reisenden, die in dünnen Ketten zwischen schmalen Geländern von den Zügen strömten, zu den Zügen eilten, und nirgendwo ein einziger Beamter.

Wieder sah ich auf die Uhr: noch vier Minuten. Was doch in dieser kurzen Zeit Erstaunliches an mir vorüberzog.

Ich fing an, mich zu wundern, daß ich nach und nach die neuen Dinge rund um mich als selbstverständlich ansah, daß mich nichts erstaunte.

Gehorsam ging ich in der Reihe meinen Pfeilern nach . . . da stand mein Zug. Ein Drehkreuz stand davor. Ich sah, wie ein Mann vor mir sein Messingbillett in einen Spalt schob, der genau gezackelt war wie die Karte . . . das Kreuz drehte sich um und ließ ihn durch. Mechanisch tat ich ganz genau das gleiche.

Unschlüssig stand ich mit meiner Handtasche neben dem Zug. Da ergriff mich ein Gedanke: einen Menschen wenigstens, einen Lokomotivführer mußte dieser Zug doch haben.

Rasch ging ich vor; noch waren zwei Minuten Zeit. Auf ein elektrisches Gehäuse startete ich. Auf die Behenspitzen stellte ich mich. Durch ein ovales Fenster blickte ich in — einen leeren Raum. Nur Hebel sah ich und Gestänge; das Zifferblatt einer elektrischen Uhr glogte mich an. Auf zwölf Uhr vierzehn stand der Zeiger. Bei zwölf Uhr fünfzehn ragte ein Kontaktsüß vor. Jetzt begriff ich: punkt zwölf Uhr fünfzehn fing dieser Zug selbst an zu laufen und rasste hinaus in die Weite . . . führerlos . . . und doch ans Ziel. Schon bog sich der Zeiger hinüber zum Kontakt auf zwölf Uhr fünfzehn . . . rasch zurück und aufgesprungen auf den Zug.

Es war die höchste Zeit: durch das Fenster sah ich, daß der Zug schon angezogen hatte, geräuschlos, stetig, rascher, immer rascher.

Nun waren wir schon aus der Halle. Jetzt glitten wir schon über den Stadtrand hinaus. Drähte strafften sich von selbst am Bahndamm, Schranken gingen zu und auf. Wie ein Pfeil flog der Zug in die Ebene hinaus.

Auf einmal fiel mir ein: die Schienenstöße?

Ich packte auf: keine Spur davon, kein Klack und Klack. Nur ein feines Schwirren ließ den Zug erzittern: die großen Kreisel unter unsern Füßen. Wieder sah ich scharf durch das Fenster auf den Bahndamm: es gab keine Schienen mehr mit Kerben. Eine einzige ununterbrochene Schiene blickte mir entgegen. Eine einzige ununterbrochene Schiene ging über München nach Berlin. Schwang sich über Täler, Brücken, kletterte am Abhang hin, schoß durch

flache Felder unerfättlich nordwärts, nordwärts. Es gab keine Weichen mehr.

Ich sah mich um in meinem Abteil: ich war allein. Natürlich — da war ja nur ein einziger bequemer Stuhl, zu einem Bett vertickbar, mit einem Schreibklappisch. Wie praktisch alles und wie — stumm.

Welche Klasse? Da war kein Zeichen. Es gab nur eine Klasse in dem Zuge.

Ich stand auf, ging die schmalen Gänge entlang, vorbei an den Einzelkabinen — überall geschlossene Vorhänge — Schweigeabteile. Die Reisenden hatten das Neben verlernt. Sie lasen, sie schrieben, sie sahen zum Fenster hinaus, sie schliefen — aber sie redeten nicht mehr.

Weiter ging ich auf dem leise vibrierenden Boden. Da war ganz vorn ein Automatenrestaurant eingeschaltet. Zwei Männer saß ich darin. Sie saßen in verschiedenen Ecken vor kleinen Tischen und tranken stumm ihr Bier.

Noch weiter ging ich. Die Lokomotive war nicht verschlossen. Ich trat ein: Zeiger, Uhren, Drähte hinter dicken Glasgehäusen — und kein Mensch. Dort tickte ein Pendel. Hier glühte ein Lämpchen. Da drüben schwirrte ein kleiner Kreisel — ich war im Gehirn des Zuges und erkannte: aus dem Gehirn des Zuges war der Mensch verschwunden. Züge waren Wesen geworden wie wir selber.

Ich sah durch ein ovales Fenster auf die Strecke. Der Zug raste auf seiner Schiene einher. Er bohnte sich durch das Land mit einer fürchterlichen Geschwindigkeit. Wälder kamen und verfanen. Durch große Bahnhöfe huschten wir wie Schatten. Menschen längs des Bahndamms wurden sitzende Strichlein. Der Zug froß die Strecke in sich hinein. Da . . . ein schwacher Knall: ein kleiner, armer Vogelstich lebte an der ovalen Scheibe, der Luftstrudel vor der keilförmig gebauten Maschine hatte ihn aus seinem Reich herabgeholt. Ich ging zurück. Mich fröstelte. Ich sank in meinen Stuhl und dachte nach.

Als ich wieder aufsaß, war es zwei Uhr. Der Zug ging langsamer. Ich sah hinaus: die steinernen Arme von Berlin bogen eben die Fingerspitzen gegen unsern Zug. Da erkannte ich es:

Riesen waren übers Land gekommen. Eisernen Fallten hatten sie aufs Land gesetzt. Die saugten die Menschen an in Strömen, schleuderten sie über Land, in Hülsen eingekapselt, spien sie aus, saugten sie wieder an, schleuderten sie wieder zurück, dahin, dorthin . . . die Riesen Technit spielten Fangball mit den Menschen.

Volksbühnen und Theatermisere.

Im Vereinsblatt der Berliner Neuen Freien Volksbühne lesen wir folgende vortrefflichen Ausführungen über ein Thema, an dem die Arbeiterschaft mit nicht geringem Interesse Anteil nimmt. Wir geben den Aufsatz mit Genehmigung des Verfassers ungekürzt:

Vor kurzer Zeit wußten die Blätter zu erzählen, daß einer von unseren vielen verfrachten Theaterdirektoren stedbriesslich verfolgt wird. Dazu bemerkte jemand: „sobald einer überhaupt noch ein Theater hier gründen will, müßte er von vornherein stedbriesslich verfolgt werden!“

So weit sind die Zustände ja noch nicht gebiehen. Aber wenn es so weiter geht wie bis jetzt, werden sie es bald sein. Die Umstände führen es eben mit sich, daß auch die lautersten Absichten und das beste Wollen auf der schiefen Ebene enden.

Trotzdem will niemand einsehen, daß das Theater am System krankt. Daß etwas daran faul ist, glaubt jeder und ruft den Doktor herbei — das Mädchen für alles — die staatliche Feuerwehr — die Polizei! Und die Polizei kommt — ungerufen! Sie ist von einer wahrhaft rührenden Fürsorge, — sie tut alles um die Sache zu erschweren, verlangt Kautions, noch mehr Kautions, Uebernahme des Ensembles verfrachteter Direktoren, Nachweis des Betriebskapitals und noch mehr Kautions.

Niemand sieht, daß die einzig wirkliche Kautions, die Volksbühne, schon da ist! Auch wird es nicht gebührend vermerkt, daß sie gerade in einem Jahre der schwersten wirtschaftlichen Depression kraftvoll genug war, durch den Bau des Volkstumshauses den entscheidenden Schritt der Gesundung des gesamten Theaterbetriebes zu nehmen.

Die von der Aufsichtsbehörde verlangte Kautions ist in der Hinsicht absolut wirkungslos.

Sie stellt nur einen Teil der Sagen sicher, schwächt aber den Betrieb wirtschaftlich und begünstigt in nicht ganz gerechter Weise einen Teil der Gläubiger auf Kosten der anderen. Die Autoren der angenommenen Stücke werden z. B. nicht aus der Kautions entschädigt, obwohl sie es sicherlich ebenso nötig hätten und ebenso berechtigt wären.

Die Kautionspolitik ist also nicht ganz gerecht. Aber auch nicht praktisch.

Von den Herren, die als Leiter einer Kulturanstalt von der großen erzieherischen Bedeutung des Theaters funktionieren wollen, wird meistens nur der Nachweis der finanziellen Leistungsfähigkeit verlangt! Als ob der Nachweis einer Summe Geldes, bei leichtsinniger Geschäftsführung, jemals die Sicherheit des Betriebes verbürgen könnte! Der Fall Vorhar ist in der Beziehung lehrreich.

Schullehrer und Geistliche müssen sich auf ihre Befähigung hin praktisch prüfen lassen ehe sie amtieren dürfen. Die Theaterdirektoren können künstlerische Analphabeten sein, wenn sie wollen. Danach wird wenig gefragt.

Ich meine, da nach wäre in erster Linie zu fragen. Der Weg ist einfach.

Die Verbände der großen Interessengruppen: der Verband der Autoren, der Bühnenerverein und die Schauspielergenossenschaft wären in jedem Falle zu befragen, und keinem eine Konzession zu erteilen, gegen den, von irgendeiner dieser Körperschaften, Einspruch erhoben wird.

Vor allem müßte die Behörde, wenn sie sich überhaupt um künstlerische Dinge kümmert, diejenigen Faktoren begünstigen, die dazu beitragen, den Betrieb künstlerisch und wirtschaftlich zu stärken, nicht sie kurzfristig zu unterbinden suchen. Ich meine eben die Volksbühnen.

Diese großen Organisationen des Publikums, die der Polizei die Zensurorgen abnehmen und den Direktoren den Verkehr mit Bucherern ersparen möchten, stellen jetzt schon den Theatern für die Nachmittagsvorstellungen jährlich rund dreiviertel Million in bar zur Verfügung! Und sie stehen erst am Anfang ihrer Entwicklung. Denn in einer zweimillionenstadt wie Berlin ist der Mitgliederbestand von 70 000 nicht viel und wird noch erheblich überschritten werden können.

Bald werden die Volksbühnen so weit sein, den Theatern auch Abendvorstellungen abzunehmen. Zunächst an den schlechter besuchten Tagen, und dann ganz und gar! Selbstverständlich gegen Einräumung des maßgebenden Einflusses auf das Repertoire und gegen billige Preise, die wohl dem Publikum ebenso bequem direkt und ohne Vermittelung von Teppichhändlern zuzusichern wären!

Die friedliche Eroberung der anderen Theater nach Fertigstellung des eigenen wäre also die nächste Etappe in der Entwicklung der Volksbühnen.

Die Vorteile für das gesamte Theaterleben wären unverkennbar.

Durch den künstlerischen Ausschluß würden die Vereine die einzig richtige Zensur ausüben, die nur künstlerische und keine anderen Rücksichten kennt.

Die polizeiliche Zensur wäre dadurch überflüssig. Der Theaterkassierer brauchte sich nicht um das Repertoire zu kümmern, — das Publikum bekäme Kunst und keine Schmarren — die Schauspieler bekämen ihre Sagen und gute Aufgaben desgleichen — die Geldleute ihre Zinsen und wer weiß vielleicht auch die Amortisation.

Die Entwicklung wird hoffentlich so kommen. Ganz von selbst und ohne gewaltsame Umwälzung.

Sobald das Neue Volkstheater da ist, und die neue Betriebsform praktisch demonstriert hat, wird der eine und der andere notleidende Direktor wohl aufhören. Er wird sehen: da ist an einer großen Aufgabe mitzuarbeiten, die sich auch lohnt, — er wird engeren Anschluß suchen und finden. Und so allmählich wird sich dem Neuen Volkstheater eine ganze Reihe anderer Bühnen zugesellen, die der Millionenbevölkerung Berlins den Bedarf an künstlerischen Genuß bieten können und sich dabei geschäftlich gut stehen.

Daneben werden dann die paar Luxus-Theater vom Range des Deutschen und des Lessing-Theaters gut bestehen, befreit von einer ebenso nutzlosen wie überflüssigen Konkurrenz.

In der Volksbühnenbewegung liegt der Anfang der Gesundung. Das schien mir, besonders mit Hinsicht auf die heutigen jammervollen Theaterzustände Berlins, nötig, recht nachdrücklich zu betonen, sowie sie unter allen Umständen zu unterstützen wäre.

Von der Polizei durch Verzicht auf eine kindische Bedormung in einer Sache, die nur die Kunst, nur die Aufklärung will und weiter nichts.

Von den Direktoren durch eine vornehme Auffassung ihrer Pflichten auch dem „billigen“ Publikum gegenüber, also durch ebenso gute Darbietungen, wie sonst.

Und von der Presse durch eine gerechte Würdigung der Leistungen der Volksbühnen und durch wirksame Unterstützung ihrer Bestrebungen.

Adolf Paul.

Kleines feuilleton.

Der Auch-Wanderer. Er ist der Mann, dem nichts unmöglich ist. „In unserer modernen Zeit ist überall, wo ein Wille ist, auch ein Weg. Das ist der Wahlspruch des Auch-Wanderers.“ Er muß alles „einmal mitgemacht“ haben und findet, daß der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts überall mitsprechen können soll. Ja! „Überall mitsprechen können“, das ist sein Höchstes. So erwirbt er sich die Mitgliedschaft eines Wanderervereins durch Zahlung des Jahresbeitrages, um den „Nummel der Wandererbewegung“ auch mal lernen zu lernen. Fürs Geld geht alles!

Von dieser Zeit an trägt er meistens Sportkostüm, erfüllt an den Sonntagtagen die Wälder mit seinem Gebrüll, malt die Initialen seines werten Namens an gut sichtbare Felsen, womöglich mit weißer Lackfarbe und trägt wie einen wertvollen Schatz in sich die stillschweigende Ueberzeugung, daß die Natur, „obwohl sie ja im allgemeinen ganz schön“ ist, ihre wahre Bedeutung erst durch seinen Aufenthalt in derselben, nämlich der pp. Natur erhält. Wenn er aus Kostibus ist und eine Tour in den Schwarzwald macht, so spricht er

eine Sprache, die nach seiner Ansicht alemannisch ist, und biedert sich in Gebirgstönen bei den Kellnerinnen der einfachen Herbergen und Gasthäuser an. Ist er aber im Schwabenland daheim und wandert durch die Lüneburger Heide oder an der Wasserkante, so spricht er nur spitze „Er's“, ohne zu merken, wie die stillen, schweren Bauern dort oben sich von seinem Anbiedern angewidert fühlen. In Tirol äußert er sich nur in Schnaderhüpferln, und in Westfalen läßt er alle Augenblicke die tiefinnige Bemerkung von den „sentimentalen Eichen“ entschlüpfen. Dabei ist ihm nicht zweifelhaft, daß er sich auf diese Weise „den Verhältnissen anpaßt“, was auch einer seiner Hauptgrundsätze ist, und Land und Leute zu behandeln versteht: „Die Bauern! Na ja, die Bauern, sind sozusagen auch Menschen.“

Beim er einen Berg von über 600 Meter Seehöhe bestiegen hat, so kann er keinem seiner Bekannten die Nachricht davon borenthalten und er schreibt selbst an solche Menschen eine Ansichtspostkarte, die auch ohne Kenntnis von seinen neuesten Leistungen fröhlich weitergeleitet hätten. Er laur sich in keiner Alpenwirtschafft aufhalten, ohne einen „Reiz“ zu inszenieren, und bringt von überall her hübsche kleine Andenken mit nach Hause, Lebluchen von Rürnberg, Kanderererbekeln von Baden, bemalte Muscheln von der See und aus den Bergen die übliche Schnitzerei. Er verkennt sie niemals, ohne bei der Uebersetzung einen kleinen, kurzen Vortrag über seine „Eroberungen“ zu halten. Nur über die Maulschellen, die er da und dort einmal von einer resoluten Sennerin oder einem Küchenmadel in stiller Nacht einheimigt, schweigt er distret.

So du einen solchen Auch-Wandrer auf deinen Fahrten erblickst oder — da diese Leute immer weit hin hörbar sind — vernimmst, so melde ihn! Beschreibe mit hurtigen Fäßen einen großen Bogen um solcherlei Herren und wenn du seine Nähe nicht fliehen kannst, so achte seiner nicht. Zeige ihm aber nicht, daß du seiner nicht achtest, sondern sprich einfach zu deinem Herzen: Er ist nicht da! Du kannst jenem — obwohl es ihm ein großes Leid sein wird — doch nicht mehr zu Liebe tun und in keiner Weise mehr zu seiner Erziehung beitragen, als daß du seiner nicht achtest. A. F.

Rufsfahrt.

Der Rumpfer-Eindecker 1918. Nur noch wenige Tage trennen uns von den ersten Flugkonkurrenzen. Da lohnt es, die einzelnen Konstruktionsapparate zu betrachten. Bereits anlässlich des zweiten Zuverlässigkeitsfluges am Oberrhein und beim Fernflug Berlin—Wien hat der von Helmut Orth gesteuerte Rumpfer-Eindecker mit Ueberlegenheit über alle anderen Flugzeuge gesiegt. Der Rumpfer des Flugzeuges ist entgegen den meisten üblichen Konstruktionen aus Ringen zusammengesetzt. Durch gleichmäßige Abstufung ihrer Durchmesser wird ein spindelförmiger Körper gebildet, der auf geringsten Luftwiderstand berechnet ist und in dessen Achse die Motorwelle liegt. An den Rumpfer sehen sich mit allseitig in großen Wogen abgerundeten Hohlkehlen die Tragflächen an, welche in ihrer Gänge verbunden werden, und zwar in der Weise, daß der ganze hintere Flügelquerträger um eine in der Längsrichtung des Flugzeuges liegende Achse schwingt. Die Festigkeit der Flügel ist durch die entsprechend hohe und starke Konstruktion der Spanen selbst gesichert. Die Verspannung der Flügel gegenüber dem Fahrgestell und dem über dem Flugplatz befindlichen Tragturm des Flugzeuges ist an jeder Seite durch vier Drahtseile zuverlässig erzielt. Das Fahrgestell besteht aus vier kräftigen Streben, die sich oben gegen die Tragflächen und seitwärts gegen den Körper stützen. Sie sind unten durch autogen geschweißte Bügel verbunden. Das Fahrgestell besitzt eine durchgehende Achse, die aus einem geraden Stahlrohr besteht, das an beiden Enden freitragend kräftige Pneumatikräder besitzt. Achse und Fahrgestellstreben sind durch Summiringfederung miteinander verbunden und stellen in Hinsicht auf geringen Luftwiderstand das denkbar Einfachste dar.

Die Betätigung des Höhensteuers des Rumpfer-Eindeckers geschieht durch einen Schwinghebel. Die Querstabilität wird, wie üblich, durch Drehen des Handrades, das am Schwinghebel angebracht ist, bewirkt. Die Flügel werden beim Rumpfer-Eindecker in sich in der Weise verspannt, daß der vordere Träger der Tragflächen fest, der rückwärtige jedoch beweglich ist. Die Seitensteuerung erfolgt durch Pedale. Der Rumpfer-Eindecker stellt bezüglich seiner Steuerung an seinen Führer in physischer Hinsicht sehr geringe Ansprüche, so daß er in der Lage ist, der schwierigsten Windverhältnisse Herr zu werden.

Die Maschine wurde bis vor einigen Tagen von dem neuen Rumpfer-Piloten Bed gesteuert, der auf dem Flugplatz Johannisthal fast täglich zeigte, was man aus dem schnellen und gefälligen Apparat herausholen kann. Bei einem Ueberlandflug sah sich Bed zu einer Notlandung gezwungen, geriet auf ungunstigen Boden und beschädigte den Apparat stark. Bed selbst und sein Passagier, ein Leutnant, erlitten Verletzungen. Die „B. Z.“ am Mittwoch hat diesen Vorfall einfach totgeschwiegen. Sie hat berichtet, Bed wäre, ohne zu lenden, an seinen Aufstiegsort zurückgekehrt. Geschah diese rücksichtsvolle, nämlich falsche Berichterstattung, weil es sich um Rumpfer handelt, dessen Inserate dem Blatte Geld bringen? Man achte darauf, ob, wenn es sich um den Apparat einer anderen Fabrik handelt, dem lieben Leser ellenlange Berichte vorgelesen werden. gm.

Redaktion. Redakteur: Alfred Wielepp, Neudöln. — Druck u. Verlag:

Erdfunde.

Vulkanausbruch in Jenerafrika. Das Vulkangebiet von Ruanda am Nivusee, das auf der Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika, Britisch-Ostafrika und dem Kongostaat sich erhebt, hat im letzten Jahrzehnt, namentlich durch die Arbeiten deutscher Reisender, eine bereits ziemlich gründliche Erforschung erfahren. Einen wichtigen Beitrag dazu liefert jetzt der französische Missionar aus dem Orden der Weihen Brüder Pages, der einen neuen Vulkanausbruch dieses Berglandes in einer Zeitschrift an den Pariser „Cosmos“ beschreibt. Der Sitz dieser Missionare ist die Ortschaft Ruundo, die etwa 80 Kilometer von dem Schauplatz der letzten Eruption entfernt auf der deutschen Seite liegt. Der Ausbruch begann in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember 1912, im Norden des Nivusees, und zwar mitten in einem angebauten Gefilde. Er dauerte einen vollen Monat bis zum 3. Januar an. Am Morgen des 5. September bot sich den Missionaren der überwältigende Anblick einer ungeheuren Dampfvolke dar, die sich hoch über dem Boden erhob und so viel Staub mit sich gerissen hatte, daß sie bald eine dunkle Farbe und schließlich das Aussehen von schwarzem Rauch annahm. Der obere Teil breitete sich allmählich wie ein Riesenschirm nach allen Seiten aus und wurde dann mehr und mehr ein Spiel des Windes, während der Dampf zunächst durch die kolossale Kraft des Ausbruchs als eine senkrechte Säule hinaufgeschleudert worden war. Beim Einbruch der nächsten Nacht wurde das Schauspiel noch großartiger durch die Widerspiegelung der Lavaglut in den vulkanischen Wolken, so daß diese wie in Feuer getaucht erschienen. Die aus der Lava entwickelten Dämpfe breiteten sich in einem Umkreis von 5 Kilometern in die Ebene hinein aus und reichten bis zum See. Der Vulkan zeigte sich wie mit einem leuchtenden Hof umgeben.

Die Missionare in Ruundo hielten die Erscheinung zunächst für eine Feuersbrunst von ungewöhnlichem Umfang. In einer Entfernung von 30 Kilometern konnte man in der Nacht beim Feuer des Vulkans kleine Druckschritte lesen, und das Schauspiel war sogar in einem Abstand von 250 Kilometern bemerkbar. Die Rauchsäule wurde von zickzackförmigen Wüben durchzuckt, die sich zuweilen auch in Garben zu verstreuen schienen. Dieser Vorgang ist durch die Reibung der Aschenmassen mit den Dampfvolken und durch die dadurch bedingte Entwicklung elektrischer Spannungen zu erklären. Am 16. Dezember erreichte die Eruption den Höhepunkt. Gerade in dieser Zeit unternahm Vater Pages das Wagnis, sich der Ausbruchsstelle zu nähern. Er drang bis zur Lava vor, die zu seinen Füßen dahinstömte und ihm Dampfvolken ins Gesicht spie. Die von dem Krater ausgeworfenen Aschen hatten sich bis zu 200 Meter Höhe aufgehäuft. Auch die Dampfensäule wurde immer wieder erneuert, indem in rascher Folge weitere Wolken aus dem Krater hervorgestoßen wurden. In kurzer Zeit durchmaß die Lava die Strecke von vier Kilometern, die den Krater vom Nivusee trennten. Die Vegetation wurde zum größten Teil vernichtet, der Wald brannte an mehreren Stellen. Im See erzeugte der Lavastrom eine Woge, durch die ein größeres Boot aus dem Wasser herausgeschleudert wurde. Viele Fische wurden durch das Einströmen der Lava getötet. Die Eingeborenen freilich hatten in einigen Dörfern eine Scheu vor dem Genuß dieser Speise, da sie alles, was mit der vulkanischen Tätigkeit im Zusammenhang steht, mit einem tief eingewurzeltten Aberglauben betrachten.

Die heftige Eruption dauerte volle 29 Tage, während sie sich in geringerem Grade noch bis in den Februar hineinzieht. Ein Besuch des wahrscheinlich sehr großen Kraters war bis zur Zeit des Berichtes noch nicht möglich gewesen, da die Lava wegen ihrer Hitze noch nicht begangen werden konnte, auch die Luft bei der Annäherung an die Ausbruchsstelle geradezu erstickend war.

Völkertunde.

Die aussterbenden Negritos. Eine Anzahl wissenschaftlicher amerikanischer Körperschaften hat dem Kongreß der Vereinigten Staaten eine Petition zugehen lassen, in der ein gesetzlicher Schutz für die Negritos auf den Philippinen gefordert wird. Denn die Beobachtungen der letzten Jahre lassen keinen Zweifel darüber, daß dieser merkwürdige Volkstamm, den man als die Urbevölkerung der Philippinen und des malaisischen Archipels ansieht, in kurzer Zeit unrettbar aussterben wird, wenn nicht staatliche Maßnahmen diesen Prozeß aufhalten. Man weiß, daß die Negritos in alten Zeiten nicht nur auf den Philippinen hausten, sondern auch auf der angrenzenden Halbinsel, und daß sie damals die einzigen Bewohner des Archipels waren. Heute ist ihre Zahl bereits auf etwa 25000 Köpfe gesunken, und selbst unter diesen erreicht die Zahl der reineren, unvermengten Negritos, die ihre alte Lebensweise beibehalten haben, kaum noch 5000. Die echten philippinischen Negritos, die die Amerikaner zu einer Art „lebenden Museum“ machen wollten, zählen zu den Menschenrassen des niedrigsten Kulturniveaus. Sie bewohnen armselige nestartige Hütten, die auf Pfählen oder Bäumen untergebracht sind, und obgleich sie zu den Inselbewohnern zählen, zeigen sie eine seltsame abergläubische Furcht vor dem Wasser. Sie schwimmen nicht, besitzen weder Boote noch Kanoes, und selbst der Fischefang ist ihnen so gut wie unbekannt. Sie ernähren sich durch die Jagd, die sie mit Hilfe vergifteter Pfeile betreiben.

Vorwärts-Verlag u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.